

Alle Termine zum neuen Programm Seite 10

„Weniger Konsum macht nicht unglücklicher“

Einkommen. Mehr Geld macht uns nicht unbedingt zufriedener. Aber es gibt das Talent zum Glück. Zu 50 Prozent ist es vorgegeben.

KARIN ZAUNER

Menschen, die Überstunden machen und dadurch mehr verdienen, werden nicht glücklicher. Die SN sprachen mit Mathias Binswanger, Professor für Volkswirtschaftslehre in der Schweiz und Bestsellerautor, über Zusammenhänge zwischen Einkommen und Glück und ob uns die Krise unglücklicher macht.

SN: Ich bin heute um 6 Uhr früh aufgestanden, habe mein Kind versorgt, in die Schule gebracht, den ganzen Tag gearbeitet, nun interviewe ich Sie und um 19 Uhr hole ich mein Kind ab, dann geht es erst richtig los. Sind das die verborgenen Kosten der Kinderbetreuungsgesellschaft, die Sie meinen?

Binswanger: Das ist der typische Fall. In ärmeren Ländern gibt es das Problem nicht. Da gibt es immer irgendjemanden in der Familie, der die Kinder betreut. Je reicher ein Land wird, desto schlimmer wird dieses Problem. Dann muss man das künstlich mit Kinderkrippen lösen. Das ist aber keine geeignete Form. Man weiß aus Untersuchungen, dass Menschen in diesen Doppelverdienerfamilien besonders gestresst sind.

SN: Sollen die Frauen also zurück an den Herd?

Binswanger: Zum Teil gibt es diese Bewegung. Man muss aber nach neuen Lösungen suchen. Es gäbe zum Beispiel sehr viele ältere Menschen die bereit wären, Kinder zu betreuen, aber man findet nicht zueinander.

SN: Warum macht höheres Einkommen nicht glücklich?

Binswanger: In einem Land als Ganzes werden die Menschen nicht glücklicher, wenn das durchschnittliche Einkommen steigt. Auf der anderen Seite sind die reichen Menschen in einem Land immer glücklicher als die armen. Das ist kein Widerspruch, wenn man davon ausgeht dass Menschen in erster Linie relativ und nicht absolut denken. Man ist glücklich, wenn man mehr hat als der andere. Wenn das Land als Ganzes immer reicher wird, dann sind jene unzufrieden, die weniger als der Durchschnitt haben. Die, die mehr haben, sind relativ zufrieden. Das gilt natürlich nur, wenn ein bestimmtes Niveau erreicht ist. In Entwicklungsländern gibt es schon einen Zusammenhang zwischen Glück und Einkommen.

SN: Wo liegt diese Grenze?

Binswanger: Wenn man Länder miteinander vergleicht, dann kippt die Verknüpfung Geld und Glück bei einem durchschnittlichen Einkommen von 15.000 bis 20.000 Dollar pro Kopf (10.000 bis 13.000 Euro, Anm.). Aber das heißt nicht, dass man mit diesem Einkommen in der Schweiz oder Österreich glücklich wäre, denn das liegt unter dem Durchschnitt.

Ab dem Durchschnittseinkommen gibt es keinen Zusammenhang mehr zwischen Glück und Einkommen.

SN: Würde uns mehr Zeit haben glücklicher machen, oder machen wir uns da nicht etwas vor?

Binswanger: Es gibt zwei Extremsituationen, die unglücklich machen. Viel Geld aber keine Zeit zu haben, oder viel Zeit und kein Geld. Beides ist ökonomisch nicht optimal. Optimal wäre ein guter Mix zwischen Zeit und Geld. Das Grundproblem ist, dass in der Wirtschaft alles wachsen kann, nur die Zeit bleibt konstant. Das führt dazu, dass man in immer kürzerer Zeit immer mehr Entscheidungen treffen muss. Das sorgt für Stress. Aus der Freude der Wahl wird zunehmend eine Qual.

SN: Die Krise hat gezeigt, dass wir trotz immer größerer persönlicher Anstrengungen insgesamt gescheitert sind. Ändert dies unser Verhalten?

Binswanger: Ob man längerfristig gescheitert ist, ist die Frage. Ich glaube nicht daran, wir haben nur eine Pause, Aber in Krisen-Situationen fragen sich die Menschen zunehmend, wofür sie das alles tun, Das macht ja auch ökonomisch nur Sinn, wenn man zufriedener und glücklicher wird. Weil in der Ökonomie geht es um Nutzenmaximierung.

Kurzfristig beeinflusst die Krise schon das Glücksempfinden. Wenn plötzlich Einkommen wegfällt, dann macht das schon unzufrieden. Aber die Menschen gewöhnen sich schnell an etwas. Wenn das länger andauert, dann fällt ihnen nicht auf, dass sie weniger konsumieren, weil das gar nicht wichtig ist für das Glück.

SN: Warum wollen viele nun so schnell wie möglich wieder dahin, wo wir vor der Krise gestanden haben?

Binswanger: Die Tretmühlen-Mechanismen sorgen dafür, dass wir immer weitermachen, obwohl wir nicht glücklicher werden. Aber man hat die Illusion. Der Glaube an den Wohlstand ist ungeboren. Wenn man diesen Glauben nicht mehr hat, was hat man denn dann noch in der durchsäkularisierten Welt?

SN: Was macht Sie persönlich eigentlich glücklich?

Binswanger: Dass ich mich mit Dingen beschäftigen kann, mit denen ich mich gerne beschäftige. Dafür ist Professor der optimale Beruf, weil man da sehr viel Freiheit hat.

SN: Wenn uns immer noch mehr Geld nicht glücklicher macht, warum kämpfen wir trotzdem darum?

Binswanger: Weil die Parameter in der Gesellschaft so gesetzt sind. Wir sollen ja nicht zufrieden sein, gut ist nicht gut genug, das Gute ist

der Feind des Besseren – das wird einem eingepflegt, das wird gefördert. Denn wir haben viele gesättigte Märkte, etwa bei Automobilen in westlichen Ländern. Wenn es aber gelingt, das Auto zum Statussymbol zu machen, dann ist das weiterhin ein Wachstumsmarkt.

SN: Gibt es eine Begabung, ein Talent fürs Glücksempfinden?

Binswanger: Ja. In Lateinamerika sind die Menschen mit dem gleichen Einkommen viel glücklicher als in ehemaligen Ostblockländern. Das liegt ganz banal am Klima, aber auch an der Atmosphäre, an der Musik, an der Lebensfreude. Grob gesprochen geht man davon aus, dass 50 Prozent des Glücks genetisch determiniert sind. Es gibt einfach Leute, die fähiger sind glücklich zu sein als andere. Immerhin hat man es aber zum großen Teil noch selbst in der Hand.



Beim Glücksempfinden treten wir trotz höherer Einkommen auf der Stelle, sagt der Volkswirtschaftler Mathias Binswanger

Bild: SN/KOLARIK